

Die Linke und der Geist des digitalen Kapitalismus

Nicht jedes Problem ist ein Nagel, für den es einen technologischen Hammer gibt

TIMO SEIDL

Der linke Traum von einer besseren Gesellschaft wird heute im Silicon Valley geträumt. Es sind nicht mehr politische Revolutionäre, sondern technologische Entrepreneure, von denen die Lösung der großen Menschheitsprobleme erwartet wird – vom Zugang zu Bildung über das Ende der Armut bis hin zur Überwindung von Alter, Krankheit und neuerdings gar dem Tod. Die Eliten des Silicon Valley, die Mark Zuckerberg und Larry Page dieser Welt, wollen keine bloßen Unternehmer sein, sondern Weltverbesserungsunternehmer. Die Kapitalisten von einst beruhigten ihr Gewissen, indem sie am Ende ihres Lebens zu Philanthropen wurden. Die digitalen Kapitalisten wollen Philanthropen sein, während und indem sie Unternehmer sind.

Geld verdienen und Gutes tun gehen dabei Hand in Hand. Die Welt des Silicon Valley ist eine Welt, in der die größten Menschheitsprobleme zugleich die größten Geschäftsmöglichkeiten sind. Es ist eine Welt des Win-Win, nicht eine der Gewinner und Verlierer. Und es ist eine Welt, in der jedes soziale Problem nur ein »Bug« ist, für den es eine technologische Lösung gibt.

Die wachsende Unsicherheit und Unbeständigkeit von Einkommen ist so ein soziales Problem. Die »Mission« des kalifornischen Startups Even ist es, dieses Problem zu lösen – und zwar mit einer App. Even erlaubte es seinen zahlenden Usern zunächst, ihr Budget aufzustoßen, wenn sie gerade knapp bei Kasse sind, und das Geld zurückzuzahlen sobald sie wieder etwas mehr Geld auf dem Konto haben. Geringverdiener sollten so ihre Einkommensschwankungen ausgleichen können, ohne in die Falle ruinöser Kurz Kredite zu tappen. Ein soziales Sicherungsnetz, das sich rechnet, gewissermaßen. Win-Win.

Heute geht Even noch einen Schritt weiter. Das Unternehmen will seinen Usern mittels künstlicher Intelligenz dabei helfen, ihr Geld klüger zu verwalten. Neuronale Netze errechnen für jeden User die Summe, die er oder sie abzüglich geplanter und ungeplanter Ausgaben zur Verfügung hat. Das Ziel ist letztlich, die aufwendige und stressige Verwaltung des eigenen Budgets zu automatisieren. Wer das Problem so rahmt, der denkt gar nicht daran, dass es sich bei niedrigen und unsicheren Einkommen um ein politisches Problem handeln könnte. Um ein Problem, dem nicht mit smarten Algorithmen, sondern etwa mit starken Gewerkschaften beizukommen wäre.

Woher kommt diese »solutionistische« Idee, dass es für jedes soziale Problem eine technologische Lösung gibt? Sie hat ihren Wurzeln in der »kalifornischen Ideologie«, jener für das Silicon Valley so typischen Mischung aus gegenkulturellem Libertarismus und militärisch-industrieller Technologiegläubigkeit, die nicht selten Züge einer Techno-Religion annimmt – inklusive eigener Dogmen (Solutionismus), Propheten (Steve Jobs) und Rituale (Burning Man).

Max Weber hatte einst argumentiert, dass der Kapitalismus eines »Geistes« bedarf, um das ihm eigene ruch- und ruhelose Profitstreben zu legitimieren. Bei Weber waren es die Anhänger protestantischer Sekten, die als erste das kapitalistische Wirtschaften als gottgefällig verstanden. Für sie wurde der ökonomische Erfolg zum Zeichen göttlicher Erwähltheit.

Heute sind es die Anhänger der kalifornischen Techno-Religion, die ihren ökonomischen Erfolg als untrügliches Zeichen dafür verstehen, dass sie die Welt zu einem besseren Ort machen. Der Geist des digitalen Kapitalismus, der sie motiviert und ihr Handeln legitimiert, speist sich jedoch nicht aus der Hoffnung auf jenseitige Erlösung. Er speist sich

aus dem Glauben, die Probleme des Diesseits zu lösen.

Was ist davon zu halten? Ist die blumige Rhetorik der digitalen Philanthro-Kapitalisten schlicht eine besonders clevere oder auch nur besonders dreiste Marketingstrategie? Ein Feigenblatt, unter dem weitaus banalere Profitinteressen wuchern? Ja und nein. Einerseits sind Google, Facebook und Co kapitalistische Unternehmen, und als solche profitorientiert. Andererseits unterscheiden sich ihre Profitstrategien von denen anderer Unternehmen, insbesondere denen der Wall Street.

Geld und die Wall Street verbindet seit jeher eine innige Liebesbeziehung – ohne Seitensprünge. Mit dem Silicon Valley ist es eher eine Zweckehe mit gewissen Vorzügen. Geld ist notwendiges Mittel und willkommene Belohnung in einem Spiel, in dem es nicht an erster Stelle um Geld gehen sollte. An der Wall Street gilt: Gut ist, was sich rechnet. Im Silicon Valley gilt: Wenn es gut ist, rechnet es sich am Ende auch.

Entsprechend warten die kalifornischen Technologieriesen nicht einfach auf die segensreiche Wirkung der unsichtbaren Hand des Marktes, sondern legen selbst Hand an, etwa indem sie Milliardensummen in sogenannte Moonshots investieren: hochriskante Projekte, von denen keinerlei kurzfristige Gewinne zu erwarten sind, die jedoch das Versprechen bergen, unser Leben radikal zu verändern. Sebastian Thrun, Gründer von Googles Moonshot-Labor X, fasst die Erwartungshaltung so zusammen: »Wenn du das Leben von 100 Millionen Menschen veränderst, dann bist du nicht erfolgreich. Das bist du erst, wenn du das Leben von einer Milliarde Menschen veränderst.«

Google X verkörpert den Geist des digitalen Kapitalismus wie kaum ein anderer Ort. Die dort verfolgten Projekte scheinen zunächst wenig miteinander zu tun zu haben: von Kontaktlinsen, die Blutzuckerwerte messen, über selbstfahrende Autos bis hin zu Ballonen, die abgelegene Regionen mit Internet versorgen. Das Ziel ist jedoch stets dasselbe: radikale, aber technologisch umsetzbare Lösungen für die wirklich großen Menschheitsprobleme zu entwickeln.

X ist keine wohltätige Organisation, sondern hat das erklärte Ziel, das nächste Google hervorbringen. Und es erinnert Politiker*innen und Kartellbehörden daran, dass Googles Monopolstellung nicht zu Lasten der Gesellschaft geht, sondern zu deren Vorteil ist. Und dennoch: Wären Googles Gründer nicht von solutionistischen Ideen beseelt, würden sie ihre Profite wohl kaum in kurzfristig unrentable und selbst langfristig äußerst spekulative Projekte investieren.

Dies erschließt sich erst vor dem Hintergrund des »solutionistischen Zirkels«: Wer die großen Menschheitsprobleme löst, wird

mit Geld und Daten belohnt. Wer Geld und Daten besitzt, ist in der Lage, Konsumenten mit günstigen, bequemen, beeindruckenden oder schlicht süchtig machenden Produkten an sich zu binden. Und wer die meisten Konsumenten an sich bindet, hat die beste Ausgangsposition, um weitere Menschheitsprobleme zu lösen.

Diese Konstellation bringt die traditionelle Kapitalismuskritik in Schwierigkeiten. Den Kapitalismus dafür zu kritisieren, dass er sich seiner sozialen Verantwortlichkeit entledigt hat, ist schön und gut. Doch was, wenn sich die digitalen Kapitalisten damit brüsten, nicht länger an den Problemen anderer zu verdienen, sondern daran, sie zu lösen? Den Kapitalismus dafür zu kritisieren, dass er sein Fortschrittsversprechen gebrochen hat, ist schön und gut. Doch was, wenn sich die digitalen Kapitalisten mit utopischem Eifer daran machen, eine »bessere« Zukunft nicht mehr nur zu versprechen, sondern zu erfinden?

Die Linke hat zu viel Zeit damit verbracht, entweder dem technooptimistischen Sirenen gesang digitaler Demokratisierung aufzusitzen oder sich einer Maschinenstürmer-Rhetorik hinzugeben, in der sich in Wahrheit nur die eigene Denkfaulheit kugelte. Was aber tun, um die stumpf gewordenen Waffen linker Kapitalismuskritik wieder zu schärfen?

An erster Stelle muss es darum gehen, das Versprechen auf eine bessere Zukunft nicht jenen zu überlassen, die kein Interesse daran haben, etwas an der gegenwärtigen Verteilung von Macht und Wohlstand zu verändern. Der frühere »New York Times«-Kolumnist Anand Giridharadas hat jüngst darauf hingewiesen, dass die Idee sozialen Wandels von jenen gekapert wurde, die am meisten vom Status quo profitieren. Dies ist umso problematischer, als jene, denen die Lösung sozialer Probleme zugehört und anvertraut wird, häufig selbst für diese Probleme verantwortlich sind.

Man denke nur an den Manager eines Getränkeherstellers, der eine Stiftung zugunsten übergewichtiger Kinder betreibt, aber jede Regulierung von Softdrinks mit Zähnen und Klauen bekämpft. Oder an die Gründerin eines Technologieunternehmens, die bestens ausgestattete Schulen in benachteiligten Nachbarschaften baut, aber kaum Steuern zahlt und damit die Krise öffentlicher Schulen verschärft.

Bevor sie nach eigenem Gusto Gutes tun, sollten es Unternehmen, auch digitale, daher zunächst einmal vermeiden, Schlechtes zu tun. Wohltätigkeit ist kein Ersatz für Gerechtigkeit, sondern allzu häufig, wie wir vom Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi wissen, »das Ersaufen des Rechts im Mistloch der Gnade«.

Sozialer Wandel ist zudem nicht immer eine Win-win-Situation, in der die Privilegien der Gewinner unangetastet bleiben. Und nicht jedes Problem ist ein Nagel, für den es einen technologischen Hammer gibt. Mit ihrer Weltverbesserungsrhetorik verschleiern die digitalen Sozialingenieure die genuin politischen Verteilungs- und Machtfragen, die sich auch in der digitalen Zukunft stellen, wenn auch auf andere Weise.

Wem gehören die Daten? Sollen digitale Monopole reguliert oder zerschlagen werden? Wer zahlt den Preis für die Folgekosten, die der Kapitalismus kalifornischer Prägung produziert, von Fake News und digitaler Depression über die gleichzeitige Automatisierung und Prekarisierung von Arbeit (Gig Economy) bis hin zu algorithmischer Überwachung und Steuerung? Dies sind nur einige der Fragen, an denen die linke Kapitalismuskritik ihre Waffen wetzen sollte. Der Kampf um die digitale Zukunft hat bereits begonnen.

Timo Seidl ist Doktorand am Institut für Politik- und Sozialwissenschaften des European University Institute in Florenz.

Marx und die Maschine

Wenn jedes der Werkzeuge, sei es auf erhaltenen, sei es auf erratenen Befehl hin, seine Aufgabe zu erfüllen vermöchte«, schreibt Aristoteles in seiner »politiká«, dann also »bedürfte es für die Meister nicht der Gehilfen und für die Herren nicht der Sklaven.«

Hier liegt, vor über 2.000 Jahren, einer der Ursprünge optimistischer Sicht auf Automatisierung und Digitalisierung – im technologischen Fortschritt, so die Grundidee, steckt das Potenzial der Befreiung von Mühsal, Lohnarbeit und Herrschaft.

Später befasste sich Karl Marx mit dem Thema, freilich unter schon ganz anderen Bedingungen. Seit Mitte der 1840er Jahre hatte er dazu umfassende Materialsammlungen angelegt. An Friedrich Engels schrieb er 1863 über das »Wiederlesen der technologisch-historischen Exzerpte«, er habe keinen Zweifel, dass im 18. Jahrhundert »die Uhr die erste Idee gab, Automaten (und zwar durch Federn bewegte) auf die Produktion anzuwenden.«

Von dort war es nicht mehr weit zur »Kombination verschiedenartiger« und einander ergänzender »Arbeitsmaschinen«, wie es dann im »Kapital« heißt, »das moderne Fabriksystem« trat auf die historische Bühne. Marx nahm an, dass das »automatische System der Maschinerie« einen Entwicklungsstand erreichen werde, »der gegen die Fesseln der gesellschaftlichen Verhältnisse rebelliert und als Sprengsatz zur Befreiung genutzt werden könnte«, so Werner van Treeck.

Marx hatte aber auch den Briten Andrew Ure gelesen, der bereits 1835 warnte, dass in dem immer massenhafteren Einsatz von »selbstthätigen Maschinen« auch ein Motiv der Beherrschung liege. Es zeige sich, »dass das Kapital, indem es die Wissenschaft in seinen Dienst presst, stets die rebellische Hand der Arbeit zur Gelehrigkeit zwingt«.

Auf dieser Spur geht dann Anfang der 1960er Jahre Raniero Panzieri weiter: »Über die kapitalistische Anwendung der Maschinerie im Spätkapitalismus« spitzt die Kritik an einer als neutral aufgefassten Technologieentwicklung zu – der Maschineneinsatz wurde bei Panzieri zur Form kapitalistischer Herrschaft, unauflöslich mit der Profitrationalität des Kapitals verknüpft; der Technikeinsatz als unmittelbares Instrument der Klassenherrschaft. Ähnliches konnte man bei Herbert Marcuse lesen, der Zwecke und Interessen der Herrschaft »nicht erst »nachträglich« und von außen der Technik oktroyiert«, sondern »schon in die Konstruktion des technischen Apparats selbst« eingehen las.

Der Gedanke an das Befreiungspotenzial technischen Fortschritts, »mit visionärer Kraft« von Marx in den »Grundrissen« der späten 1850er Jahre notiert, ist dennoch bis heute Bezugspunkt linker technopolitischer Argumente geblieben. Gerade auch in der Perspektive der Befreiung von Arbeit, der Reduktion des »Reiches der Notwendigkeit« – und zuge-spitzt in dem akzelerationalistischen Gedanken, durch Beschleunigung der technologischen Entwicklung könne man den Kapitalismus sozusagen mit seinen eigenen Mitteln schlagen. tos

Sozialer Wandel ist zudem nicht immer eine Win-win-Situation, in der die Privilegien der Gewinner unangetastet bleiben.